

Cassie Alexander

NIGHT SHIFTED

Visite bei Vollmond

Aus dem Amerikanischen
von Charlotte Lungstraß

Piper München Zürich

Entdecke die Welt der Piper Fantasy:



Von Cassie Alexander liegen bei Piper vor:
Nightshifted. Medizin um Mitternacht
Nightshifted. Visite bei Vollmond

*Ich schrecke vor dem Tod nicht zurück –
ich bin ihm so oft begegnet,
dass ich ihn nicht mehr fürchte.*
Edith Cavell



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Deutsche Erstausgabe

April 2012

© 2012 by Erin Cashier

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

»Moonshifted«, St. Martin's Press, New York 2012

© der deutschsprachigen Ausgabe:

2012 Piper Verlag GmbH, München

Umschlaggestaltung: www.guter-punkt.de

Umschlagabbildung: Sabrina Erken unter Verwendung von Motiven

von shutterstock und Peter Dazeley / Photographer's Choice / Getty Images

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Papier: Pamo Super von Arctic Paper Mochenwangen GmbH, Deutschland

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany ISBN 978-3-492-26850-9



»Also, ich hätte ja gedacht, *Code Silber* tritt ein, wenn ein alter Knacker versucht, dich mit seiner Gehhilfe zu verprügeln«, sagte Charles, während er sich den Schal um den Hals schlang.

Grinsend holte ich meine Handschuhe aus der Tasche. »Technisch gesehen ist auch eine Gehhilfe eine Waffe.« Den ganzen Vormittag waren wir in einem kalten, dunklen Raum eingesperrt gewesen und hatten uns Videos angesehen, die unsere Kenntnisse der Sicherheitsvorschriften auffrischen sollten – eine ausgesuchte Tortur für Pflegepersonal, das daran gewöhnt war, die ganze Nacht wach zu sein. Ich wickelte mich ebenfalls in meinen Schal und setzte eine Mütze auf. »Unsere Codes sollten eigentlich cooler sein, oder Charles?«

»Sind sie doch: *Code Pelz*, *Code Reißzahn* ...« Prüfend klopfte er seine Manteltaschen ab, wahrscheinlich auf der Suche nach seinen Handschuhen.

Seit Antritt meiner Schwesternstelle am County vor einigen Monaten hatte ich noch keine Einlieferung miterlebt. Doch die Vampire, Formwandler und diversen anderen Patienten, die auf unserer Station versorgt wurden, mussten ja irgendwo herkommen. Der Rest des Krankenhauses hatte zwar keine Ahnung davon, dass wir im Keller des allseits beliebten County Hospitals Menschen beherbergten, die mit Vampiren in Kontakt standen – die sogenannten Tageslichtagenten –, aber irgendwie mussten wir ja frühzeitig von einem Patientenneuzugang erfahren. Mir war eben nur nicht ganz klar, wie das vonstattenging. Es gab eine Menge Dinge, in die ich noch nicht eingeweiht war.

Ich stand kurz davor, noch eine Frage zu stellen, da fiel mir etwas an Charles' Miene auf. Trotz des dicken Schals er-

kannte ich, dass er grinste. »Du elender Lügner. *Code Reißzahn*, na klar.«

»Schwester Edie ist ein klarer *Code Gutgläubigkeit*.«

»Wenn du meinst, alter Knacker.«

Lachend hielt Charles mir die Tür auf. »Nach dir.«

Ich wappnete mich innerlich gegen den Temperaturunterschied und ging hinaus.

Die Winterkälte war wie ein Schlag ins Gesicht – beziehungsweise in die Teile meines Gesichts, die sie noch erreichen konnte. In zwei Tagen war Weihnachten, und der Himmel wirkte trist und grau. Ich lief schon seit Wochen mit einer Frisur herum, die hauptsächlich durch Mützen geformt wurde, und hatte mich auch heute in meinen wärmsten Mantel gewickelt. Mit meinen breiten Hüften und den drei Kleidungsschichten unter dem Mantel sah ich wahrscheinlich aus wie Jabba der Hutte aus *Star Wars*, nur dass in meinem Fall blaue Augen aus den Stoffbergen hervorlugten.

Charles und ich wollten im *Rock Ronalds* zu Mittag essen – einem Laden, der direkt an der Kreuzung gegenüber vom Krankenhaus lag und in dem unsere frisch entlassenen Patienten gerne ihr offiziell verschriebenes Methadon gegen illegale Drogen wie Heroin oder Crack eintauschten. Nachts hätte ich mich alleine nie dort hingewagt, nicht einmal in den Drive-in, aber am helllichten Tag und zusammen mit einem männlichen Kollegen fühlte ich mich sicher. Außerdem brauchte ich dringend Koffein, wenn ich den Nachmittag überstehen wollte.

»Was ist damals eigentlich genau passiert?«, fragte Charles und drückte zweimal auf den Knopf für die Fußgängerampel.

»Äh ...« Unruhig wippte ich vor und zurück und ließ das rote Signal jenseits der sechsspurigen Straße nicht aus den Augen. Mir war klar, worauf sich seine Frage bezog, aber ich

wollte nicht wieder Vergangenes aufwärmen. Deshalb wich ich seinem Blick aus und zuckte nur mit den Schultern. »Du weißt schon: Ich wurde von Vampiren niedergestochen, dann hat mich mein Zombie-Freund abserviert und schließlich die Stadt verlassen. Das war's.«

»Noch zu früh?«

Ich holte tief Luft und sah ihn an. »Genau.« Er lächelte wieder, und rund um seine Augen erschienen kleine Fältchen. Charles war ein toller Pfleger und vielleicht sogar ein noch tollerer Freund – auf eine nette, väterliche Art –, wenn ich es nur zuließ. Er arbeitete schon länger auf Y4, als ich auf der Welt war. Ich musste sein Lächeln einfach erwidern. »In vier Monaten müssen wir doch unsere Lizenz für erweiterte lebensrettende Sofortmaßnahmen erneuern. Frag mich dann noch mal.«

»Alles klar.«

Die Ampel wurde grün, und wir schauten beide noch zweimal nach links und rechts, bevor wir die Straße überquerten.

Als wir das *Ronalds* betraten, bimmelte eine Glocke über uns, während ein bunter Türaufkleber sicherheitshalber maß, ob wir auch schon groß genug für den Laden waren.

Charles bestellte sich am Tresen eine doppelte Portion Pommes, und ich zog meine Handschuhe aus, um ihm das Geld für meine Cola light zu geben. Dabei wurde mir bewusst, dass ich gerade zum ersten Mal außerhalb der Arbeit mit einem Kollegen unterwegs war. Es war zwar nur die Mittagspause, aber trotzdem zählte es irgendwie. Als ich von der Getränkeachfüllbar zurückkam, grinste ich ihn an.

»Code Reißzahn«, lachte er fröhlich. »Das hast du mir tatsächlich abgekauft.«

»Ja, ja, mach dich nur über die Neue lustig.«

»Bei uns gibt es nicht so viele Neulinge, die ich ärgern könnte.«

»Wenn die Neuen nicht so oft sterben würden – was mir übrigens vorher niemand gesagt hat –, hättest du vielleicht öfter die Gelegenheit.« Ich folgte Charles zu einem Tisch und setzte mich ihm gegenüber.

»Hättest du uns das denn geglaubt, wenn wir es dir gesagt hätten?«

Ich nahm einen großen Schluck von meiner Cola und überlegte kurz. »Wahrscheinlich nicht.«

»Nur fürs Protokoll: Ich hatte dir geraten, nicht wieder ins Zimmer dieses Typen reinzugehen.« Bedeutungsvoll schaute er auf meine linke Hand. Auf dem Handrücken war eine halbmondförmige Narbe zu sehen, die vom Biss eines Vampirs stammte. Sie tat inzwischen nur noch weh, wenn es gerade kalt war. Jetzt, mitten im Winter, also ständig.

Ich rieb über die Narbe. »Wenn du zukünftig die Wahl hast, mich entweder ganz offen vor tödlicher Gefahr zu warnen oder überhebliche, vage Andeutungen zu machen, entscheide dich bitte für die erste Möglichkeit.«

Er nickte. »Ist notiert.«

Bei meinem alten Job war meine größte Sorge gewesen, dass mich ein Patient mit offener Tuberkulose anhusten könnte. Aber im County – und ganz besonders auf Station Y4, wo Charles und ich arbeiteten – gab es unendlich viele Möglichkeiten, etwas zu versauen und dabei sogar getötet zu werden. Auf Y4 kümmerten wir uns um die übernatürlichen Wesen, von denen der Rest der Menschheit nichts wusste: Formwandler in sterblichem Zustand, die Tagesschichtdiener und lizenzierten Spender von Vampiren sowie Gestaltwandler, die hin und wieder den Verstand verloren. Und manchmal auch Zombies, mit denen die Schwestern gelegentlich etwas anfangen, was dann aber übel ausging. Als ich an mein sozusagen doppelt verendetes Liebesleben dachte, verging mir der Spaß am Small Talk.

Charles widmete sich inzwischen seiner zweiten Portion Pommes. Schon komisch, dass selbst das Wissen darüber, was

eine Tonne Salz und Fett mit dem menschlichen Herzen anstellen, einen nicht davon abhält, sie zu essen. Ähnlich ging es Schwestern, die in der Onkologie arbeiteten und trotzdem noch rauchten. Charles bemerkte, wie ich ihn beim Essen beobachtete, und hielt mir das Körbchen mit den Pommes hin. Ich winkte ab – für mich war es noch zu früh zum essen, ich hatte meinen Magen auf Nachtschicht eingestellt, auch wenn ich wach war. Mein Kollege zuckte nur mit den Schultern und fragte: »Bist du sicher, dass du nicht drüber reden willst?«

»Absolut.«

Charles sah mich prüfend an und schob sich die letzten Pommes in den Mund. »Also gut.« Er wischte sich die Finger an einer Serviette ab, dann schlug er seinen Mantel zurück und griff nach den Knöpfen an seinem Hemd.

»Was machst du denn da?«, fragte ich flüsternd und sah mich verstohlen um, um herauszufinden, ob die anderen Gäste uns beobachteten.

»Ich zeige dir meine, wenn du mir deine zeigst.« Drei Knöpfe später zog er den Stoff auseinander und legte seinen Hals frei. »Ist jetzt sieben Jahre her. Werwolfangriff. Hat mir das Schlüsselbein zerschmettert. Sechs Monate lang konnte ich den Arm nicht bis über den Kopf heben.«

Eigentlich war nichts zu erkennen, da die ganze Kleidung, die Charles zur Seite geschoben hatte, einen dunklen Schatten warf, aber ich glaubte ihm sofort. Selbst wenn nichts mehr zu sehen war – es blieben immer Narben. Ich schüttelte den Kopf. »Ich werde dir meine nicht zeigen. Aber glaub mir, es sieht aus, als hätte ein Epileptiker einen Kaiserschnitt gemacht.«

Charles ließ seinen Kragen zurückfallen und richtete sein Hemd. »Schöne Scheiße. Aber sieh es positiv, immerhin musstest du keinen Treuhandfonds für eine Colleagueausbildung einrichten.«

»Auch wieder wahr.« Ich nahm mir eine vergessene Fritte von seinem Tablett.

»Dann sind wir jetzt also Narbenbrüder?«, fragte er.

Ich nickte hastig, auch wenn ich mich ein wenig dafür schämte, wie sehr ich Charles' Freundschaft brauchte.

»Dann hör mir jetzt gut zu, Edie. Was ich dir eigentlich sagen wollte, ist Folgendes: Ich weiß noch, wie es sich anfühlt, wenn man neu ist. Die ganze Aufregung ... man kommt sich vor wie in einem großen Abenteuer – aber diese Einstellung ist gefährlich. Du musst dich schützen. Denk immer daran: Für die sind wir Wegwerfware.«

Ich musste nicht nachfragen, wer *die* waren. *Die* waren die Vampire, die versucht hatten, mich umzubringen. Und auch der Zombiefreund, der so dringend aus der Stadt hatte verschwinden müssen. Ich kam mir wirklich wie Wegwerfware vor. Und die frischen Narben halfen mir auch nicht gerade dabei, dieses Gefühl loszuwerden.

»Also, keine weiteren Heldentaten. Pass auf dich auf. Ich hätte dich gerne noch eine Weile bei uns.«

Es machte mich unglaublich froh, das von jemandem zu hören, der nicht mit mir verwandt war. »Danke, Charles.«

»Gern geschehen.« Er leerte sein Getränk und stand auf. »Gehen wir, wir haben noch fünf Stunden Lehrfilmmarathon vor uns.«

Wir zogen uns an und verließen das Restaurant. »Welchem wundervollen Thema widmet sich wohl der nächste Film?« Ich hätte mir noch eine Cola mitnehmen sollen, vielleicht wäre der Drang zu pinkeln dann so stark geworden, dass mich das für den Rest des Kurses wach gehalten hätte.

»Ebola-Alarm: Tausend qualvolle Todesarten«, schlug Charles vor. »Oder: Mr. Strahlung, der fiese Freund von Onkel Röntgen.« Ich lachte.

»Besonders gut hat mir der gefallen, in dem sie erklärt haben, wie man ein Krankenhaus evakuiert, indem man die Patienten einen nach dem anderen durchs Treppenhaus schiebt.« Ich war mir nicht einmal sicher, ob es auf Y4 überhaupt ein Treppenhaus gab. Bisher war ich immer mit dem Aufzug rein und raus gekommen.

»O Mann, wenn wir das machen würden, käme am Ende eine Katastrophe dabei raus, à la Hurrikan Katrina. Einige Patienten würden zurückgelassen werden, das Personal würde falsche Entscheidungen treffen ... Falls es jemals so schlimm kommt, bleibe ich zu Hause.« Charles drückte auf den Fußgängerknopf, und ich beschloss, das Thema zu wechseln.

»Wie kam es denn zu diesem Werwolfangriff?«

Er hielt die Augen zwar weiter auf die Ampel gerichtet, aber ich konnte sehen, dass Charles eigentlich in die Vergangenheit blickte. »Frag mich noch mal bei unserem Lebenserhaltungskurs. Dann können wir Anekdoten austauschen.«

»Das ist fair.«

Auf der anderen Straßenseite tigerte ein Mann nervös auf und ab. Unter seiner Mütze ragten ein paar weiße Haarsträhnen hervor. Zunächst dachte ich, er wollte sich nur warm halten, aber je länger er hin und her wanderte, desto mehr bekam ich den Eindruck, dass er wütend war. Die Ampel sprang um, und der Verkehr kam zum Stillstand. Charles und ich traten gleichzeitig mit dem Mann von der anderen Seite auf die Straße. Wir hatten erst eine halbe Fahrspur hinter uns gebracht, als ein Laster, der zunächst wegen der roten Ampel zu bremsen schien, plötzlich beschleunigte. Ich hörte, wie das Getriebe hochschaltete, schaute auf und sah, dass der Mann gegenüber ebenso überrascht den Blick hob.

Es erwischte ihn mit voller Wucht.

Für einen kurzen Moment hing er mit ausgebreiteten Armen am Kühlergrill, als wollte er den Laster triumphierend an sich drücken. Dann wurde er in die Luft geschleudert. Fas-

sungslos blieb ich mitten auf der Straße stehen und konnte nicht glauben, dass ich tatsächlich Zeuge wurde, wie jemand durch die Gegend flog. Er beschrieb einen großen Bogen, schlug auf dem Boden auf, prallte ab, rutschte noch ein Stück und blieb dann liegen. Hinter ihm hatte sich eine rote Schmierspur gebildet.

Der Aufprall hatte eine halbe Sekunde gedauert, die Landung ebenfalls, dann fuhr der Laster einfach weiter. Er verfehlte den aufschlagenden Körper des Mannes nur um wenige Zentimeter und hinterließ eine blutige Reifenspur.

»Herr im Himmel«, fluchte Charles und rannte los, um sich den Verletzten anzusehen. Hastig lief ich hinterher.



»Ich habe schon den Notruf gewählt!«, schrie einer der Schaulustigen. Als wir den reglosen Mann erreichten, hörte ich, wie sich hinter mir jemand übergab.

»Treten Sie zurück, wir sind vom Fach!«, brüllte Charles.

Scheiße, scheiße, scheiße! Ich war kein Sanitäter. Normalerweise hatte ich es mit Leuten zu tun, die in der Notaufnahme bereits ansehnlich gemacht und mit diversen Schläuchen und Zugängen ausgestattet worden waren. Er hatte so viele Verletzungen – wo sollten wir nur anfangen? Charles kniete sich hin und drückte die Finger an den Hals des Mannes. »Er hat einen Puls, er atmet.« Ich kniete neben ihm nieder. Rund um die Augen des Mannes bildeten sich dunkle Blutergüsse.

»Brillenhämatom«, flüsterte ich, obwohl ich so etwas erst einmal gesehen hatte, bei einem Traumatologiekurs in der Schwesternschule.

»Schädelbasisfraktur, schätze ich.« Charles warf mir einen besorgten Blick zu.

Wir hatten keinerlei Ausrüstung, und wir durften den Mann nicht bewegen, da vielleicht seine Wirbelsäule verletzt war. Eines seiner Beine schien stark verdreht, seine Jeans war aufgerissen, und darunter konnte ich offenes Fleisch und Knochen erkennen. Wären wir noch früher gekommen, hätten wir sein Innenleben ganz genau sehen können: zerfetzte Hautränder, gelbliches Unterhautfett, rote Muskelstränge. Doch dieser kurze Moment hatte ausgereicht, damit das Blut aus den Arterien und Venen hervorquoll. Es füllte seine Wunden, lief über und ergoss sich wie ein Ölfilm auf den Boden. Ich biss die Zähne zusammen und drückte fest auf die Oberschenkelarterie. Das Blut drang durch den Stoff meiner Handschuhe und klebte heiß an meiner Hand.

»Kleiner Trick.« Charles drückte sein Knie knapp unterhalb der Leistenengegend auf den Oberschenkel des Fremden und stützte sich mit vollem Gewicht darauf, wobei er mir gerade genug Zeit ließ, um meine Hand zurückzuziehen. Nun floss kaum noch Blut aus dem Bein – obwohl das auch daran liegen konnte, dass nicht mehr viel übrig war. »Dadurch wird die Arterie komplett abgeklemmt.«

Ich wollte mich schon beschweren, dass jetzt nicht der richtige Zeitpunkt für eine Unterrichtsstunde war. Doch dann erkannte ich, dass Charles nur den Lehrer spielte, um mit der Situation besser klarzukommen. Unser Patient stöhnte und versuchte, den Kopf zu bewegen. Schnell kroch ich über die Glassplitter, bis ich neben seinem Kopf hockte. »Sie dürfen sich nicht bewegen, Sir. Sie hatten einen schweren Unfall.« Ich umfasste mit beiden Händen sein Gesicht. Seine Mütze war ihm zusammen mit einem großen Teil der Kopfhaut abgerissen worden, und das feine weiße Haar war mit Blut verklebt. »Es tut mir leid, aber sie müssen stillhalten.«

»Wollen Sie ihn denn nicht beatmen?«, fragte jemand hinter mir. Ich warf einen Blick über die Schulter und entdeckte einen Mann, der seine Handykamera auf uns gerichtet hielt.

»Wie sind Sie denn drauf?« Ich schlug ihm das Telefon aus der Hand, das in hohem Bogen im blutigen Schnee am Straßenrand landete. »Das ist eine ernste Situation!«

»Hey, das war ganz neu!« Der Schaulustige wühlte mit seinen Handschuhen in dem verdreckten Schnee, um sein Eigentum zu bergen. Dabei warf er einen so dunklen Schatten, der das Telefon förmlich zu verschlucken schien. Kurz überlegte ich, ob das vielleicht eine Sinnestäuschung gewesen war.

Der Verletzte rührte sich wieder, diesmal streckte er eine Hand aus, um mich wegzuschieben. »Nein, nein, nein, nein, nein«, ermahnte ich ihn, aber er umklammerte weiter meine Handgelenke wie jemand, der nichts mehr zu verlieren hat. »Bleiben Sie still liegen, okay? Alles wird gut«, sagte ich, doch ich wusste, dass es eine Lüge war. »Bleiben Sie einfach liegen.«

Er stöhnte auf – und plötzlich veränderte sich die Form seines Kiefers, er wurde schmaler und kantiger. Die Zähne schoben sich nach vorne, pressten sich gegen die Lippen und wurden länger. Der Zahnschmelz verfärbte sich gelb. Auch sein Bart wuchs rasant – wie Fell.

»Charles?« Meine Stimme wurde schrill. Es war mitten am Tag, bewölkter Dezemberhimmel – doch Charles' Gesicht war plötzlich genauso düster wie die grauen Wolken.

»Code Fell, Edie. Hol uns sofort Domitor.« Er suchte in der Manteltasche nach seinem Handy. »Ich rufe auf der Station an.« In einiger Entfernung ertönten die Sirenen eines Krankenwagens. »Du musst zurück sein, bevor die Sanitäter hier sind.«

Ich stand auf, suchte Halt auf dem vereisten, blutverschmierten Boden und rannte los.

Hastig schlängelte ich mich zwischen den Gaffern hindurch, die inzwischen die Straße säumten, und erreichte mit schweren Schritten das Klinikgelände. Zum Glück wurden die Fußwege bei uns enteist, damit die Patienten, die ja oft mit Krücken, Gehhilfen oder Rollstühlen unterwegs waren, es leichter hatten.

Ich sprintete an den Bürogebäuden vorbei, in denen sich unsere Krankenhausbürokratie abspielte, dann an den zwanzig Autoreihen auf dem Mitarbeiterparkplatz vorbei, über die Krankenwagenzufahrt direkt auf den Haupteingang zu.

Eine Krankenschwester in OP-Kleidung kann problemlos durch ein Krankenhaus rennen; die Leute machen einem sofort Platz, weil sie glauben, dass man irgendwo ganz dringend gebraucht wird. Wenn man allerdings in blutverschmierter Straßenkleidung in die Eingangshalle rast ...

»Was ist hier los?« Unser Wachmann hob mahnend eine Hand und prüfte sorgfältig, ob hinter mir vielleicht irgendwelche Verfolger auftauchten.

»Notfall«, keuchte ich. Ruckartig zog ich meinen Dienstausweis aus der Hosentasche, streckte ihn dem Mann entgegen und wollte mich an ihm vorbeischieben. »Muss weiter ...«

»Nicht so schnell.«

»Muss weiter!« Damit bog ich in den nächsten Flur ab und rannte Richtung Treppenhaus.

Selbst zu meinen besten Zeiten war ich nicht sonderlich sportlich gewesen, und bei der Arbeit auf Y4 verdiente ich nicht genug, um mir ein Fitnessstudio leisten zu können. Außerdem war Sport durch meine Arbeit hier auf meiner Prioritätenliste etwas abgesackt – es war wichtiger, am Leben zu bleiben. Aber jetzt rannte ich so schnell ich konnte, auch wenn meine Knie und meine Lunge brannten. Ich hatte Charles da draußen mit einem Werwolf zurückgelassen, zwischen wer weiß wie vielen unbeteiligten Passanten. Und das,

nachdem er schon einmal das Opfer eines Werwolfangriffs geworden war.

Bis ich unseren Aufzug erreichte, musste ich ein ganzes Labyrinth aus Gängen hinter mich bringen. Ich rastete in einem Affentempo durch die Flure und hatte den Wachmann irgendwann abgeschüttelt. Endlich kam ich zu dem Fahrstuhl, der zu Y4 führte, und rannte fast die Tür ein, weil ich kaum bremsen konnte. Hektisch wedelte ich mit meinem Dienstausweis vor dem Sensorfeld herum, dann stützte ich die Hände auf die Knie und rang nach Luft. Meine Oberschenkelmuskulatur zuckte wie unter Stromstößen, und meine Knie wollten am liebsten den Dienst quittieren.

Die Fahrstuhltüren gingen nicht auf. Wieder zog ich meinen Ausweis über den Sensor. Das kleine Lämpchen wurde grün, aber nichts rührte sich.

»Komm schon.« Wieder und wieder schwenkte ich meine Zugangskarte, dann suchte ich in den Nischen an der Decke nach den Schatten, jenen Wesen, die als Torwächter zu unserer Station fungierten. »Ich weiß genau, dass ihr zuseht. Macht schon!«

Endlich ertönte ein metallisches Scheppern, und der Aufzug kam an. Die orangefarbenen Metalltüren gingen auf – und eine Schwester aus der Tagesschicht, die ich schon öfter gesehen hatte, streckte mir hilfsbereit eine 60 ccm-Spritze und einen Alkoholtupfer entgegen.

»Sag Dr. Carlson, dass er sich bereithalten soll«, wies ich sie an, während ich ihr die Sachen aus der Hand riss.

»Alles klar.«

Ich drehte mich um und wollte schon zurückrennen, wirbelte dann aber noch einmal herum. »I.v. oder i.m.?«, schrie ich. Ich gehörte nicht zu den Tierärzten der Station, woher zum Teufel sollte ich also wissen, wie dieses Medikament verabreicht wurde?

»Intramuskulär!«, rief sie mir zu, kurz bevor sich die Fahrstuhltüren vor ihr schlossen.

Ich raste nach draußen. Meine Lunge schien inzwischen in Flammen zu stehen. Jedes Mal, wenn meine Schuhe das Pflaster berührten, zuckten Blitze aus Schmerz durch meine Schienbeine. An einer schlecht beleuchteten Stelle übersah ich eine Eisplatte, rutschte aus und war im Begriff, der Länge nach hinzufallen. Noch im Sturz hielt ich die Spritze schützend vor meinen Körper und drehte mich zur Seite, wobei ich froh war, dass die Nadel mit einer Kappe gesichert war. Die Injektion einer Werwolfosis Domitor würde mich mit Sicherheit umbringen. Dann landete ich im nassen Schnee. Einen Moment lang war ich benommen, dann rappelte ich mich wieder auf und stolperte wie ein junges Fohlen zurück auf den Fußweg. In meinen Knien pochte es, und ein Sprunggelenk schien gezerrt zu sein, aber das Medikament war noch da, die Spritze war noch voll, die Kappe noch drauf. Und ich musste nur noch eineinhalb Blocks hinter mich bringen.

Sirenen heulten, und über Lautsprecher wurde den Autofahrern befohlen, Platz zu machen. Der Verkehr war fast zum Erliegen gekommen, die Wagen bildeten eine Gasse, um den Krankenwagen durchzulassen. Ich rannte an den gleichen Autos vorbei, denen ich vorhin noch ausgewichen war, kam endlich wieder bei Charles an und überreichte ihm die Spritze wie einen Staffelstab.

Dann fiel ich schnaufend auf die Knie und atmete in tiefen Zügen die Abgase der Autos ein, die an uns vorbeischlichen. Ich kniete in dem erkalteten Blut des Fremden – was sich ähnlich unangenehm anfühlte wie die langsam einfrierenden Schweißflecke auf meinem Rücken. Der Mann lag immer noch am Boden, war immer noch dem Tode nah und starrte uns aus braunen Augen an, die von blau-grauen Blutergüssen umgeben waren.

»I.m.«, keuchte ich.

»Danke.« Charles zog die Schutzkappe von der Spritze, beugte sich über den Mann und schirmte ihn mit seinem Körper ab, sodass niemand sah, was er tat. Gekonnt stach er die Nadel in den gesunden Oberschenkel des Mannes, der sofort anfang zu zucken. Ich packte seine Hand und spürte, wie die Verwandlung einsetzte und eine enorme Kraft durch seinen Körper strömte. Seine Fingernägel wuchsen rasant und gruben sich in meine Haut. Leicht gebeugt hielt ich ihm meinen Dienstausweis vor die Nase. »Wir kümmern uns um Sie. Wir wissen, was Sie sind. Wir sind Nichtkombattanten, aber hier stehen eine Menge Zivilisten herum. Also benehmen Sie sich, okay?«

Seine Atmung war flach, aber stetig. Kurz bevor seine Nägel mich blutig kratzen konnten, setzte die Wirkung des Domitor ein und sein Körper erschlaffte.

Charles drehte sich ruckartig zu einem weiteren Gaffer um, der sein Handy gezückt hatte, und bespritzte ihn dabei mit Blut. »Welchen Teil von ›keine Fotos‹ haben Sie nicht verstanden?«

Der Übeltäter wich hastig den Spritzern aus, geriet dabei zwischen die fahrenden Autos und wurde angehupt. Das hätte uns gerade noch gefehlt, wenn noch jemand überfahren würde ...

»Nehmen Sie das Telefon runter, Sir«, befahl ein Polizist, woraufhin der Gaffer missmutig das Handy wegsteckte.

Der Krankenwagen kam. Sanitäter sprangen heraus und einer von ihnen wollte mich sofort verscheuchen. »Bitte treten Sie zurück, Ma'am ...«

»Wir sind Krankenpfleger. Wir haben versucht, die Blutung zu stillen«, erklärte Charles und deutete auf sein Knie, das immer noch auf dem Oberschenkel des Werwolfs ruhte.

»Was ist passiert?«

»Er wurde von einem Laster überfahren«, sagte ich. »Kopf- und Beinverletzungen, wie es aussieht.« Das war ja mal die Diagnose des Jahrhunderts, Schwester Spence.

Der Sanitäter zog eine Trage und eine Halskrause aus dem Krankenwagen. Die Atmung des Verletzten wurde schwächer. Lag das am Domitor, oder war er dem Tod so nahe? »Sieht nicht gut aus«, sagte er, tastete nach dem Hals des Mannes und legte ihm die Zervikalstütze an.

Ich war ganz seiner Meinung.



Das Gefühl von trocknendem Blut an den Fingern konnte ich nicht abschütteln. Natürlich hätte ich die Handschuhe ausziehen können, aber dann wären meine Finger kalt – oder eher noch kälter – geworden, außerdem waren sie kontaminiert, und ich wusste nicht, wo ich sie hätte hinton sollen. Schließlich konnte ich sie nicht einfach hier liegen lassen, obwohl zumindest die Rettungssanitäter genau das taten: Sie verstreuten überall Papier und Plastik. Die kleineren Teile wurden vom Fahrtwind der Autos sogar wie Bonbonpapier durch die Luft gewirbelt. Mit routinierter Effizienz widmeten sich die Sanitäter dem Werwolf, fixierten, rollten und flickten ihn zusammen wie einen zerlaufenen Brotteig. Ich stand steif daneben, streckte meine blutigen Hände weit von mir und beobachtete sie bei der Arbeit.

Als die Ersthelfer die Türen des Rettungswagens schlossen, hielt ein zweiter Streifenwagen neben uns. Mir blieb nur eine Sekunde, um Charles zuzuflüstern: »Wir sind aber nicht infiziert worden, oder?«

»Heute ist nicht Vollmond«, antwortete er leise. Die Formwandler, die bei uns behandelt wurden, unterlagen dem Rhythmus des Mondes: War er voll, blieben sie ganz in ihrer Tiergestalt gefangen, bei Neumond waren sie normale Sterbliche.

»Sie beide haben alles beobachtet?«, fragte der Polizist von vorhin. Charles nickte, woraufhin der Cop ihm weitere Fragen stellte.

Ich bezweifelte stark, dass unsere Aussagen sonderlich hilfreich sein würden. Der Laster war schwarz gewesen, mehr wusste ich auch nicht. Ich hatte nicht daran gedacht, mir das Kennzeichen zu merken, der schlimme Aufprall des Mannes hatte mich zu sehr abgelenkt. Charles ging es ebenso, und inzwischen waren die meisten anderen Schaulustigen verschwunden.

»Hat der Lastwagen überhaupt abgebremst?«

Ich schüttelte den Kopf. »Es ging alles so schnell.« Es bestand die Möglichkeit, dass der Fahrer ihn nicht gesehen hatte. Das war nicht sehr wahrscheinlich, aber möglich. Doch ihm konnte unmöglich entgangen sein, dass er jemanden überfahren hatte. »Er ist einfach weitergefahren«, erklärte ich und schüttelte noch einmal fassungslos den Kopf.

»Der Mann hatte Glück«, sagte der Polizist, nachdem er sich unsere Namen notiert hatte. »Normalerweise passieren Unfälle mit Fahrerflucht nicht direkt vor einem Krankenhaus.« Er steckte seinen Notizblock weg. »Meine Frau arbeitet hier, sie ist Atemtherapeutin. Auf welcher Station arbeiten Sie?«

»Personalverwaltung«, sagte Charles.

»Pädiatrie«, antwortete ich gleichzeitig.

»Na ja ... wenn er überlebt, können wir die Sache vielleicht aufklären.«

Charles und ich nickten, anschließend stieg der Polizist in seinen Wagen und fuhr davon.

»Das war ganz schön knapp mit diesen Typen mit den Handys«, meinte ich mit klappernden Zähnen. Jetzt, wo ich nicht mehr rannte, fror ich fast am Boden fest.

»Stimmt.« Erst nachdem der Verletzte weggebracht worden war, hatte sich der Verkehr wieder normalisiert. Nach einer Werwolsichtung hätte der Stau wohl länger gedauert.

»Was wäre passiert, wenn wir nicht zur Stelle gewesen wären?«

»Keine Ahnung. Vielleicht hätten sich die Schatten um alles gekümmert – letzten Endes werden sie das sowieso tun.«

»Du meinst die Polizei und das alles?«

»Polizei, Atemtherapeutinnen, das ganze Programm.«

»Na toll.« Die Schatten waren dunkle, amöbenartige Wesen, die unter dem County lebten und sich von dem Schmerz und der Trauer ernährten, die in der Klinik entstanden. Im Gegenzug »schützten« sie unsere Station, sodass nur die Mitarbeiter von Y4 überhaupt wussten, dass Y4 existierte – bei allen anderen griffen die Schatten in das Bewusstsein ein und manipulierten es. Vielleicht waren wir der Frau des Polizisten hin und wieder einmal begegnet, aber wahrscheinlich hätte sie sich nicht einmal an uns erinnern können, wenn ihr Leben davon abhinge. »Bist du sicher, dass wir nicht infiziert sind?«, fragte ich Charles noch einmal. Ich kannte die Regeln, aber ich wollte es aus seinem Mund hören.

»Ganz sicher. Formwandlerblut ist nur bei Vollmond infektiös. Du kannst dich aber trotzdem behandeln lassen.«

»Machst du es?«

Charles musterte sein Knie. »Kommt darauf an, wie schnell sich der Mist abwaschen lässt.«

Wir betraten das Krankenhaus ohne Hektik, sodass wir trotz blutverschmierter Kleidung an den Wachleuten vorbeikamen. Rennerei wurde nicht gern gesehen – bluten allein war okay. Charles und ich gaben vor, in die Notaufnahme zu müssen,

und gingen dann über Umwege zu unserer Station. Dabei hinterließen wir so schmierige rote Stiefelabdrücke, dass ich fast Mitleid mit dem Hausmeister bekam, doch der hatte bestimmt schon Schlimmeres aufgewischt.

Als wir am Fahrstuhl zu Y4 ankamen, hielt ich meinen Ausweis bereit, bemerkte dann aber, dass mein Name durch einen blutigen Daumenabdruck verdeckt wurde. »Igitt. Das wird ja immer widerlicher.«

Charles tat so, als hätte er das nicht mitgekriegt. »Was? Ich habe nicht zugehört, sondern von einer heißen Dusche geträumt.«

Grinsend ergänzte ich: »Ein Bad in Sagrotan wäre mir lieber.«

»Mit einem geliehenen Seifenschnorchel?«

»Meinst du damit einen Schnorchel, der aus Seife geschnitzt ist, oder einen, der Seifenblasen machen kann?«

»So weit hatte ich das noch nicht durchdacht.« Charles war noch dreckiger als ich. Über seine Hose zogen sich blutige Kreise, als hätte jemand von den Knien abwärts eine schlechte Batiktechnik ausprobiert.

Nachdem wir unser Stockwerk erreicht hatten, verschafften wir uns Zugang zu dem vorgelagerten Wasch- und Umkleideraum, wobei wir ein Papierhandtuch benutzten, um das Sensorfeld nicht zu verkleben. Dort schnappten wir uns frische OP-Kleidung und gingen zu dem einen Waschraum, der von beiden Geschlechtern benutzt wurde.

»Du zuerst, Edie. Bin gleich wieder da.«

Normalerweise hätte ich eine solche Ritterlichkeit nicht auf mir sitzen lassen, aber mein momentaner Zustand war mir tatsächlich so zuwider, dass ich nicht protestierte. Charles verschwand nebenan im Umkleideraum der Männer. Also drückte ich mit dem Ellbogen die Tür zum Waschraum auf und ging hinein.

Die Handschuhe wanderten in den Mülleimer für kontaminierte Materialien. Mein Oberteil und die Jeans warf ich

ebenfalls weg, während ich bei meinem Mantel die Hoffnung noch nicht aufgeben wollte. Und nachdem ich mich gewaschen hatte, zog ich die OP-Kleidung an und trat wieder auf den Flur hinaus.

Charles verließ gerade den Umkleideraum, ebenfalls ganz in grün, in der Hand seine Brieftasche und Schlüssel. Ich fühlte mich jetzt frisch wie ein nur leicht beflecktes Gänseblümchen, aber Charles roch auch so. »Hast du dich etwa mit Benzoesäure abgeschrubbt?«, fragte ich ihn.

»Jawohl.«

»Ist das nicht toxisch?«

»Das hoffe ich doch«, erwiderte er, während er in seinen Mantel schlüpfte. »Ich hau ab, Spence.«

»Aber ... willst du gar nicht wissen, wie es ihm geht?«

Charles hielt mir die Tür auf und wir gingen gemeinsam in den Hauptkorridor zurück. »Nein. Ich nehme die Arbeit nicht mit nach Hause. So ist es am sichersten.« Hinter ihm öffnete sich der Fahrstuhl, und er stieg ein, hielt aber mit einer Hand die Tür offen.

Ich war hin- und hergerissen: Sollte ich endlich mal einen von Charles' Ratschlägen annehmen oder mich doch lieber informieren, wie es unserem neuen Patienten ging? Charles schüttelte den Kopf und seufzte. »Du siehst so aus, als könntest du sofort mit der Arbeit loslegen. Dabei solltest du besser schnell verschwinden, bevor die noch vergessen, dass du eigentlich zur Nachtschicht gehörst.«

»Ich beeile mich.«

»Wir sehen uns bei der Schicht.« Er zog die Hand zurück, die Türen schlossen sich, und er war weg.

So ganz allein fühlte ich mich in dem halbdunklen Korridor ziemlich verloren. Ich wusste, dass es rechts und links jede Menge Türen gab, zu denen mir mein Ausweis keinen Zutritt gewähren würde. Hinter mir befanden sich nur der Aufzug und die Umkleideräume. Die Doppeltür, die zu Y4

führte, lag direkt vor mir. Durch die Drahtglasfenster in der Mitte fiel strahlend helles Licht. Wäre ich mit einem sanfteren Gemüt gesegnet gewesen, hätte Betäubungsmittel geschluckt oder einen plötzlichen Blutverlust erlitten, wären sie mir vielleicht wie das Tor zum Paradies erschienen. Aber ich wusste es besser. Die meisten Angestellten arbeiteten nicht hier, weil sie es so wollten, sondern weil die Schatten ihnen keine andere Wahl gelassen hatten. Und unsere Patienten waren sowohl die Opfer als auch die Verursacher eines endlosen Kreislaufs brutaler Gewalt.

Trotz all dem – oder vielleicht gerade deswegen – hatte ich das Gefühl, mit meiner Arbeit hier etwas bewirken zu können. Und deshalb wollte ich gar nicht gehen.

Vor Kurzem hatte ich dabei geholfen, ein kleines Mädchen zu retten, das zufällig ein Vampir war. Ich hatte mein Leben für sie riskiert – was zur Folge gehabt hatte, dass ich sitzen gelassen und niedergestochen wurde.

Seit der Thron der Rose sie vor einiger Zeit bei mir abgeholt hatte, hatte ich nichts mehr von ihr gehört. Ihr nicht zu helfen, hätte ich nicht übers Herz gebracht. Gleichzeitig konnte ich nun nur hoffen, dass sie nicht durch meine Hilfe vom Regen direkt in die Traufe gekommen war.

Und was nun aus diesem Mann wurde, musste ich ebenfalls wissen. Ich klemmte mir den Mantel unter den freien Arm und drückte die Tür zu Y4 auf.